

Unverkäufliche Leseprobe



Elisabeth Badinter
Der Konflikt
Die Frau und die Mutter

Aus dem Französischen von Ursula Held und
Stephanie Singh
222 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-60801-8

Vorwort zur deutschen Ausgabe

RABENMÜTTER ODER
PELIKANMÜTTER?

Die deutsche Ausgabe dieses Buches ist in meinen Augen besonders wichtig. Während der gesamten Zeit, in der ich an dem Buch arbeitete, dachte ich immer wieder an das traditionelle deutsche Mutterbild, das vom französischen so weit entfernt ist. Obwohl unsere beiden Länder aneinandergrenzen, haben sie beinahe entgegengesetzte Vorstellungen von der gesellschaftlichen Rolle der Frau und vom Status der Mutter entwickelt. Aus französischer Perspektive ähnelt die deutsche *Mutter* seltsamerweise eher der italienischen *Mamma* oder der japanischen *Kenbo* als der französischen *Maman*, obwohl die drei Länder kulturell ansonsten sehr unterschiedlich sind. Sobald Deutsche, Italienerinnen oder Japanerinnen Mütter werden, verkümmert ihre Rolle als Frau oft – anders als in der französischen Tradition – so weit, dass kaum mehr Platz für ihre persönlichen Interessen und Ambitionen bleibt. Die Frau tritt in den Hintergrund, zugunsten der Mutter, die der wichtigste und natürliche Ansprechpartner des kleinen Kindes ist. Dieses fordert von der Mutter 24 Stunden am Tag unbedingte Aufmerksamkeit und Verfügbarkeit. Man geht häufig davon aus, dass nur die Mutter, dank ihres Instinkts, weiß, was ihr Kind braucht und wie man seine Bedürfnisse befriedigen kann. Sie ist

anscheinend nicht nur unabdingbar für sein physisches Überleben und seine psychische Entwicklung, und zwar so sehr, dass nichts und niemand sie ersetzen kann. Sondern sie findet oft in dieser Funktion auch erst zu ihrer Weiblichkeit sowie zu ihrer eigentlichen gesellschaftlichen Rolle. In diesen Ländern ist eine Frau, die diese Bezeichnung verdient, eine Pelikanmutter, die für ihren Nachwuchs zu allen Opfern bereit ist – so wie man einst vom Pelikan glaubte, er speise seine Jungen mit seinem eigenen Blut.

In Frankreich kann von alledem nicht die Rede sein. Dort erinnert die typische Mutter zum großen Missfallen von Fremden und insbesondere von Kinderspezialisten seit Jahrhunderten eher an die Rabenmutter. Seit dem 17. und mehr noch seit dem 18. Jahrhundert ließ man es durchaus zu, dass die Mütter aus den Städten ihre Neugeborenen Ammen anvertrauten, die sie während der ersten zwei oder drei Jahre mit zu sich aufs Land nahmen. Die gehobene Gesellschaft unterstützte diese Praxis sogar, welche die Frau von den Mutterpflichten befreite, damit sie eine gute Ehefrau sein¹ und ihre gesellschaftlichen und repräsentativen Aufgaben wahrnehmen konnte. Die Idee hinter diesem – oft für abwegig erklärten – Verhalten war, dass die Mutterschaft nicht der Inbegriff des weiblichen Lebens sei. Anders als die Deutschen glaubten wir immer, dass Kinder eine wichtige Rolle im Leben einer Frau spielen, dass dieses sich aber nicht auf die Mutterschaft reduzieren lässt. Ja, ich bin Mutter, aber ich bleibe trotzdem Frau. Obwohl Jean-Jacques Rousseau und das 19. Jahrhundert versuchten, unsere Einstellung zu ändern, setzten die Französinen des 20. Jahrhunderts und der heutigen Zeit die Unterscheidung von Frau und Mutter

wieder auf die Tagesordnung und erhielten dabei Zustimmung von der gesamten Gesellschaft. Es wird akzeptiert, dass man gerne Kinder bekommt – unter der Voraussetzung, dass der Staat einem durch Krippen, Kindergärten etc. bei ihrer Betreuung und ihrer Erziehung hilft und man seinen legitimen beruflichen oder sonstigen Beschäftigungen nachgehen kann. Das Ergebnis: Die Französinnen arbeiten im europäischen Vergleich nach der Geburt ihres ersten Kindes am häufigsten wieder Vollzeit und haben eine der höchsten Geburtenraten in der EU. Im Unterschied dazu sträuben sich die Frauen in Deutschland dagegen, Kinder zu bekommen, durch die sie ans Haus gefesselt würden, und das Land verzeichnet eine beachtliche Zahl von Frauen, die sich gegen die Mutterschaft entscheiden.

Doch unsere jeweiligen Mutterbilder sind nicht in Stein gemeißelt: ein zusätzlicher Beweis dafür (falls es noch eines bedürfte), dass die Mütterlichkeit beim Menschen weniger «natürlich» ist, als man glauben will, und weitgehend von Ideologien und unserem gesellschaftlichen, ökonomischen und kulturellen Umfeld abhängt. Heute scheinen immer mehr junge Französinnen das von ihren Müttern gelebte Modell der Rabenmutter abzulehnen. Sie sind entmutigt von einer immer härter werdenden Arbeitswelt und lassen sich vom naturalistischen Diskurs der Ökologie und einem maternalistischen Feminismus verführen. So empfinden sie es dann als Erleichterung, für einige Jahre zu Hause zu bleiben, um jene wirklich guten Mütter zu sein, die ihre eigenen Mütter nicht waren, und aus ihren Kindern ihr Lebenswerk zu machen. Gewiss, diese Frauen sind derzeit noch eine Minderheit, aber sie präsentieren

sich als Avantgarde der Mutterschaft und rühmen sich, authentischer, weniger konsumorientiert und naturverbundener zu sein. Kurz, sie halten sich für bessere Bürgerinnen und bessere Mütter.

Hingegen sind der deutschen Gesellschaft die desaströsen Langzeitfolgen einer zu niedrigen Geburtenrate bewusst geworden. Unlängst änderte Deutschland seine Familienpolitik und nahm sich dabei die skandinavischen Länder zum Vorbild. Man führte das Elterngeld ein, eröffnete neue Krippen, erleichterte den Müttern die Rückkehr ins Berufsleben etc. Kurz, man schuf Platz für die Unterscheidung von Frau und Mutter. Aber heißt das nun, dass Frankreich und Deutschland dabei sind, ihre alten Mutterbilder zu vertauschen? Dies ist keineswegs sicher. Denn auf beiden Seiten des Rheins entwickeln sich historische Traditionen und Mentalitäten langsamer als die Moden und die Familienpolitik. Bis heute bleiben die individualistischen Französinen mehrheitlich Rabenmütter. Doch wie lange noch? Was die deutschen Frauen betrifft, so kann ich nicht sagen, zu welchem Vogeltyp sie neigen werden. Die Entscheidung überlasse ich den Leserinnen ...

Elisabeth Badinter

Vorwort

DIE STILLE REVOLUTION

In den letzten drei Jahrzehnten hat sich eine Revolution in unserem Verständnis von Mutterschaft ereignet, fast ohne dass jemand es bemerkt hätte. Keine öffentliche Debatte, kein Aufschrei hat diese Entwicklung – oder vielmehr diese Rückentwicklung – begleitet. Doch hat sie nichts Geringeres zum Ziel, als die Mutterschaft wieder ins Zentrum des weiblichen Lebens zu stellen.

Ende der siebziger Jahre, als die Frauen zum ersten Mal über Mittel verfügten, ihre Fortpflanzung zu kontrollieren, kämpften sie für ihre grundlegenden Rechte, für ihre Freiheit und ihre Gleichheit (mit den Männern), und glaubten, dass sie diese mit dem Muttersein vereinbaren könnten. Letzteres war mit einem Mal nicht mehr das einzig Wichtige im Leben einer Frau. Eine Vielfalt an Lebensweisen tat sich den Frauen auf, die ihren Müttern noch undenkbar erschienen war. Sie konnten nun ihren persönlichen Ambitionen den Vorrang geben, unverheiratet bleiben und ein kinderloses Leben mit einem Partner genießen, oder sie konnten ihren Wunsch nach Kindern befriedigen und dabei berufstätig sein oder auch nicht. Doch aus dieser neu gewonnenen Freiheit erwuchs, wie sich zeigte, ein gewisser Widerspruch. Einerseits veränderte sie merklich den

Stellenwert des Mutterseins, denn gegenüber dem Kind, für das sich die Frau *entschieden* hatte, hatte sie nun auch höhere Pflichten. Andererseits trat jetzt, wo die neue Freiheit den alten Vorstellungen vom Schicksal und der natürlichen Notwendigkeit ein Ende bereitet hatte, die individuelle Selbstverwirklichung an erste Stelle. Ein Kind, zwei oder mehr waren erwünscht, wenn sie das Gefühlsleben bereicherten und dem gewählten Lebensstil entsprachen. Wenn nicht, verzichtete man lieber. Der Individualismus und der Hedonismus, Kennzeichen unserer Kultur, waren zu den Hauptmotiven für die Fortpflanzung, manchmal aber auch für ihre Ablehnung geworden. Für die Mehrheit der Frauen blieb es jedoch schwierig, die ständig wachsenden Mutterpflichten und die persönliche Selbstverwirklichung miteinander zu vereinbaren.

Vor 30 Jahren hoffte man noch, die Quadratur des Kreises könne gelingen, indem Frauen und Männer die Berufswelt und den Kosmos der Familie gerecht untereinander aufteilten. Man glaubte sogar, schon auf einem guten Weg zu sein, als die achtziger und neunziger Jahre das Ende aller Hoffnungen einläuteten. Sie waren in der Tat der Anfang einer dreifachen fundamentalen Krise, die (zumindest vorläufig) den Ambitionen der siebziger Jahre ein Ende bereitet. Auf brutale Weise schnitt die Wirtschaftskrise in Verbindung mit einer Identitätskrise den Weg zur Gleichheit ab; diese Krise der Gleichberechtigung ist abzulesen an der seit dieser Zeit unveränderten Kluft bei den Löhnen und Gehältern.

Die *Wirtschaftskrise* zwang Anfang der neunziger Jahre viele Frauen zurück in den Haushalt, vor allem die schlecht ausgebildeten und die finanziell schwachen. In Frankreich bot man

ihnen für drei Jahre Erziehungsgeld an, damit sie zu Hause blieben und sich um ihre kleinen Kinder kümmerten. Immerhin sei, so sagte man, Erziehung eine Arbeit wie jede andere und oft sogar noch wertvoller – abgesehen davon, dass man sie nur mit der Hälfte des gesetzlichen Mindestlohns bezahlte! Die massive Arbeitslosigkeit, welche die Frauen noch stärker betraf als die Männer, führte dazu, dass die Mutterschaft wieder in den Vordergrund rückte – stellte sie doch einen bleibenden Wert dar, der mehr Halt gab als eine schlecht bezahlte Arbeit, die man von heute auf morgen verlieren konnte. Die Mutterschaft rückte umso mehr in den Vordergrund, als man zum einen schon immer die Arbeitslosigkeit eines Vaters für verheerender gehalten hatte als die einer Mutter; zum anderen entdeckten die Kinderpsychologen unablässig neue Verantwortlichkeiten gegenüber dem Kind, die allein der Mutter zufielen.

Auf diese Weise hatte die Wirtschaftskrise auch negative Auswirkungen auf die erhoffte Veränderung der Männer. Sie verstärkte ihren Widerstand gegen die Aufgabenteilung und die Gleichheit der Geschlechter. Über die vielversprechenden Anfänge, die wir einst glaubten feststellen zu können, kam man nicht hinaus. Die *Krise der Gleichberechtigung*, die sich an der Kluft zwischen den Einkommen von Männern und Frauen ablesen lässt, gründet in der ungleichen Verteilung der Familien- und Hausarbeit. Wie vor 20 Jahren übernehmen Frauen noch heute drei Viertel dieser Aufgaben. Doch die Wirtschaftskrise ist nicht der einzige Grund für die anhaltende Ungleichheit. Verstärkend hinzugekommen ist eine andere Ursache, die noch schwieriger zu bekämpfen ist: eine *Identitätskrise*, die in

der Geschichte der Menschheit wahrscheinlich ohne Beispiel ist.

Noch vor kurzem waren die männliche und die weibliche Sphäre streng voneinander getrennt. Die Komplementarität der Geschlechterrollen und -funktionen gab beiden Geschlechtern das Gefühl einer je spezifischen Identität. Doch seit Männer und Frauen im öffentlichen wie im privaten Leben die gleichen Funktionen ausüben und die gleichen Rollen spielen können, stellt sich die Frage, was beide noch grundlegend voneinander unterscheidet. Wenn die Mutterschaft das Privileg der Frau ist, kann man es dann bei einer negativen Definition des Mannes bewenden lassen: als desjenigen, der keine Kinder bekommen kann?

So stürzte der Mann in eine tiefe existentielle Krise. Noch komplizierter wurde die Situation durch die möglich gewordene Aufspaltung des Mutterseins und die daraus vielleicht resultierende Notwendigkeit, Mutterschaft neu zu definieren. Ist die Mutter diejenige, die die Eizelle spendet, diejenige, die das Kind austrägt, oder diejenige, die es aufzieht? Und wenn das letzte der Fall ist, bestehen dann überhaupt noch grundlegende Unterschiede zwischen der Vater- und der Mutterschaft?

Angesichts all dieser Umwälzungen und Unsicherheiten ist die Versuchung groß, sich auf die gute alte Mutter Natur zu berufen und die Ambitionen der vorangehenden Generation als Verirrung anzuprangern. Die Versuchung wird noch verstärkt durch einen neuen Diskurs, der sich mit dem Nimbus der Modernität und der Moral umgibt und der den Namen Naturalismus trägt. Diese Ideologie, die einfach die Rückkehr zum traditionellen Rollenmodell predigt, ist eine Bedrohung für die

Zukunft der Frauen und ihre Freiheit der Wahl. Wie einst Rousseau will der Naturalismus von heute die Frauen davon überzeugen, wieder in eine Beziehung zu ihrer Natur zu treten und sich auf die Fundamente zurückzubedenken, die vom Mutterinstinkt getragen seien. Anders als im 18. Jahrhundert haben die Frauen heute aber drei Möglichkeiten: ihrer «natürlichen» Rolle zuzustimmen, sie abzulehnen oder zu vermitteln, je nachdem, ob sie ihrer Selbstverwirklichung oder ihrer Mutterrolle den Vorzug geben. Je raumgreifender oder gar ausschließlicher letztere ist, umso eher wird sie mit anderen Ansprüchen in Konflikt geraten und umso schwieriger werden die Verhandlungen zwischen der Frau und der Mutter. Neben denjenigen Frauen, die ihre ganze Erfüllung in der Mutterschaft finden, und den immer zahlreicheren Frauen, die sich – freiwillig oder unfreiwillig – von der Mutterrolle abkehren, gibt es all jene, die empfänglich für die vorherrschende maternalistische Ideologie sind und die sich fragen, wie sie ihre Bedürfnisse als Frau und ihre Aufgaben als Mutter miteinander in Einklang bringen können. Die Illusion, die Frauen seien im Kampf vereint, ist zerbrochen, weil die Interessen von Frauen heute so weit auseinanderliegen können. Und so stellt sich auch hier erneut die Frage nach der Definition einer weiblichen Identität.

Diese Entwicklungen sind in allen Industriestaaten zu beobachten, können jedoch je nach Geschichte und Kultur des Landes variieren. Engländerinnen und Amerikanerinnen, Skandinavierinnen, Japanerinnen, die Bewohnerinnen des deutschsprachigen Raums und der Mittelmeerländer stellen sich dieselben Fragen und geben jeweils verschiedene Antworten.

ten. Interessanterweise tanzen die Französinen in gewisser Weise aus der Reihe. Nicht etwa, weil sie das Dilemma, das sich für andere ergibt, vollkommen ignorierten. Sondern weil sich ihr Verständnis von Mutterschaft, wie wir noch sehen werden, aus einem Frauenbild ableitet, das vor über 400 Jahren entwickelt wurde.¹ Vielleicht haben sie heutzutage gerade dank dieses Frauenbildes die meisten Kinder in Europa. Es bleibt zu fragen, ob die immer wieder auflebende Beschwörung des Mutterinstinkts und der damit verbundenen Verhaltensweisen nicht in Wahrheit der schlimmste Feind der Mutterschaft ist.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

TEIL I

EINE BESTANDSAUFNAHME

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Erstes Kapitel

DIE AMBIVALENZEN DER MUTTERSCHAFT

Bis in die sechziger Jahre hinein war ein Kind die natürliche Konsequenz der Ehe. Jede gebärfähige Frau bekam Kinder, ohne sich allzu viele Fragen zu stellen. Die Fortpflanzung war Instinkt, religiöse Pflicht und Überlebenssicherung der Spezies zugleich. Es verstand sich von selbst, dass jede «normale» Frau Kinder wollte. Diese Selbstverständlichkeit wurde so wenig diskutiert, dass man noch vor kurzem in einer Zeitschrift lesen konnte: «Der Wunsch nach Kindern ist universell. Er entspringt dem Innersten unseres Reptiliengehirns, dem Grund, aus dem wir existieren: der Notwendigkeit, den Erhalt der Art sicherzustellen.»¹ Doch seit die große Mehrheit der Frauen Verhütungsmittel verwendet, treten die Ambivalenzen der Mutterschaft deutlicher zutage, und der Fortpflanzungsdrang, der in unserem Reptiliengehirn entsteht, scheint ein wenig geschwächt zu sein ... Der Wunsch nach Kindern ist weder konstant noch universell. Manche wollen Kinder, andere wollen keine mehr, und wieder andere haben nie welche gewollt. Seit Frauen die Wahl haben, gibt es eine Vielfalt von Optionen, und es ist kaum mehr möglich, von einem universellen Instinkt oder Wunsch zu sprechen.

Die Qualen der Freiheit

Die Entscheidung, Mutter zu werden

Jede Entscheidung setzt eine Reflexion über die eigenen Motive und die Konsequenzen voraus. Ein Kind zu bekommen ist eine langfristige Verpflichtung dazu, ihm den Vorrang vor anderen Dingen zu geben. Es ist die weitreichendste Entscheidung, die ein Mensch in seinem Leben treffen kann. Daher ist es ein Gebot der Klugheit, es sich zweimal zu überlegen und sich ernsthaft zu befragen, zu wie viel Altruismus man in der Lage ist und wie viel Freude einem ein Leben mit einem Kind bringen kann. Doch stellt sich tatsächlich jeder diese Fragen?

Unlängst veröffentlichte die Zeitschrift *Philosophie magazine* eine sehr aufschlussreiche Umfrage.² Auf die Frage «Warum bekommt man Kinder?» antworteten Männer und Frauen folgendermaßen:³

Ein Kind macht das tägliche Leben schöner und glücklicher	60 %
Es ermöglicht einem, seine Familie zu erhalten, seine Werte und seine Geschichte weiterzugeben	47 %
Ein Kind gibt Zuneigung und Liebe und lässt einen im Alter weniger einsam sein	33 %
Man schenkt jemandem das Leben	26 %
Ein Kind intensiviert und festigt die Paarbeziehung	22 %
Es hilft einem, erwachsen zu werden und Verantwortung zu übernehmen	22 %
Nach dem Tod bleibt ein Teil von einem selbst zurück	20 %
Man kann seinem Kind ermöglichen, was man selbst nicht tun konnte	15 %
Ein Kind zu haben ist eine neue Erfahrung, etwas Neuartiges im Leben	15 %

Die Ambivalenzen der Mutterschaft

Dem Partner zuliebe	9 %
Aus religiösen oder ethischen Gründen	3 %
Andere Antworten (unaufgefordert)	4 %
Das Kind kam ohne besonderen Grund und ungeplant	6 %
<i>Insgesamt:</i>	
Anteil derer, die Kinder haben, sich Kinder wünschen oder sich welche gewünscht hätten	91 %
Anteil derer, die keine Kinder haben und sich keine wünschen	9 %

Die Zeitschrift macht zu Recht darauf aufmerksam, dass zwar 48 Prozent der Antworten etwas mit Liebe und 69 Prozent mit Pflicht zu tun haben, aber 73 Prozent mit Freude und Genuss. Hedonistische Motive führen die Rangliste an, ohne dass jemals die Rede von persönlichen Einschränkungen oder von Selbstaufgabe wäre.

In Wirklichkeit hat die Vernunft wenig Gewicht bei der Entscheidung, ein Kind in die Welt zu setzen. Wahrscheinlich weniger als bei der Entscheidung, keine Kinder zu haben. Abgesehen davon, dass das Unterbewusstsein beide Entscheidungen stark beeinflusst, muss man sich eingestehen, dass die meisten Eltern nicht wissen, weshalb sie ein Kind bekommen,⁴ und dass ihre Beweggründe um Vieles undurchsichtiger und verworrener sind als diejenigen, die in der Umfrage genannt wurden. Woraus die Versuchung erwächst, sich auf einen Instinkt zu berufen, der sich gegen alles andere durchsetze. Tatsächlich wird die Entscheidung für ein Kind weit stärker von Emotionen und Normen gelenkt als von der rationalen Abwägung der Vor- und Nachteile. Der Einfluss der Gefühle wird oft erwähnt, aber selten ist die Rede von dem nicht weniger einflussreichen Druck, den Familie, Freunde und Gesellschaft auf jeden von uns ausüben. Eine Frau (und in geringerem Maße auch ein

Mann) oder ein Paar ohne Kind erscheinen immer noch als eine Anomalie, die Nachfragen provoziert. Was für ein verrückter Gedanke, keine Kinder zu haben und sich der Norm zu entziehen! Wer kinderlos ist, wird ständig aufgefordert, sich zu rechtfertigen, während es niemandem in den Sinn käme, eine Mutter zu fragen, warum sie Mutter geworden ist (und von ihr triftige Gründe zu verlangen) – und wenn sie noch so unreif und unverantwortlich wäre. Hingegen hat eine Frau, die freiwillig keine Kinder bekommt, wenig Chancen, den Klagen ihrer Eltern zu entgehen (denen sie nicht gestattet, Großeltern zu werden); ebenso wenig kann sie dem Unverständnis ihrer Freunde (die sich wünschen, dass man es ihnen gleichtut) und der Feindseligkeit der Gesellschaft und des Staates entfliehen, die per definitionem Geburten fördern und jene, die ihre Pflicht nicht erfüllen, mit einer Vielzahl kleiner Strafmaßnahmen bedenken. Es bedarf daher eines unbeugsamen Willens und großer Charakterstärke, um mit all diesem Druck, ja mit einer gewissen Stigmatisierung fertigzuwerden.

*Das hedonistische Dilemma oder:
Mutterschaft versus Freiheit*

Im Übrigen führen der Individualismus und das Streben nach Selbstverwirklichung dazu, dass zukünftige Mütter sich heutzutage Fragen stellen, die sie früher nicht beschäftigt haben. Weil Mutterschaft für eine Frau nicht mehr die einzige Form der Selbstbestätigung ist, kann der Kinderwunsch mit anderen Bedürfnissen und Anforderungen in Konflikt geraten. Frauen, die einen interessanten Beruf haben und davon träumen, Karriere

zu machen – sie stellen eine Minderheit dar –, können bestimmten Fragen nicht ausweichen: Inwieweit wird ein Kind ihre berufliche Laufbahn beeinflussen? Können sie einen anspruchsvollen Beruf und ein Kind unter einen Hut bringen? Was sind die Folgen für ihre Paarbeziehung? Wie sollen sie das gemeinsame Leben neu organisieren? Können sie sich die Vorteile ihres gegenwärtigen Lebens erhalten, und vor allem: Welche Freiheiten müssen sie aufgeben?⁵ Die letzte Frage allerdings betrifft weit mehr Frauen als nur diejenigen, die eine berufliche Karriere anstreben.

In einer Kultur, die das «Ich zuerst» zum Prinzip erhoben hat, ist Mutterschaft eine Herausforderung, ja sogar ein Widerspruch. Was für eine kinderlose Frau legitim ist, ist es nicht mehr, sobald ein Kind da ist. Die Sorge um sich selbst muss der Selbstaufgabe weichen, und auf das «Ich will alles» folgt das «Ich bin ihm alles schuldig». Seit man sich dafür *entscheidet*, ein Kind in die Welt zu setzen, spricht man weniger von einem Geschenk als von einer Schuld. Während man dem Kind einst das Leben schenkte, geht man heute eine unendliche Verpflichtung gegenüber dem Wesen ein, das einem weder Gott noch die Natur aufgezwungen haben und das einen sicher später einmal daran erinnern wird, dass es nicht darum gebeten hat, auf die Welt zu kommen.

Je freier man in seinen Entscheidungen ist, umso mehr Verantwortung und Pflichten hat man. Anders gesagt, das Kind, das für die einen ganz fraglos ein Weg zur Selbstverwirklichung ist, kann sich für die anderen geradezu als Hindernis erweisen. Alles hängt davon ab, wie viel eine Frau in ihr Muttersein investiert und wie altruistisch sie sein kann. Dennoch wägen die

wenigsten Frauen (und Paare), bevor sie ihre Entscheidung treffen, Freud und Leid, Gewinn und Verlust sorgfältig gegeneinander ab. Es scheint im Gegenteil, als verkläre eine Art von illusorischem Heiligenschein die Wirklichkeit des Mutterseins. Zukünftige Mütter träumen nur von Liebe und Glück. Sie ignorieren die Kehrseite der Medaille: Erschöpfung, Frustration, Einsamkeit, ja sogar Entfremdung und die damit einhergehenden Schuldgefühle. Liest man jüngere Berichte von Müttern, dann kann man ermessen, wie wenig sie auf die Umwälzung vorbereitet waren, die ein Kind mit sich bringt.⁶ Niemand habe sie, so sagen sie, auf die Schwierigkeiten des Abenteuers hingewiesen. Jeder wisse, wie man ein Kind bekommt, «doch kennen nur wenige künftige Eltern die Wahrheit: *Es ist das Ende des Lebens*»,⁷ d. h. das Ende der Freiheit und der Freuden, die sie einem verschafft hat. Besonders die ersten Monate mit einem Baby sind anstrengend: «Es ist unmöglich, auf diese Weise in Anspruch genommen zu werden, unmöglich, in dieser Abhängigkeit, in dieser pausenlosen Sorge, der man nicht entfliehen kann, Erfüllung zu finden.»⁸ Oder: «Es saugte einfach immer weiter, seine zwei Neuronen waren voll beschäftigt, ebenso festgefahren in ihrem Programm wie ich vor meinem Fernseher. [...] Ich wachte auf, ich schlief wieder ein, es war Tag, es war Nacht, keiner hatte mich davor gewarnt, dass das so langweilig sein würde – oder ich hatte es nicht geglaubt.»⁹ Wenn für Marie Darrieussecq am Ende die Freude die Langeweile überlagert, überwiegt bei anderen das Gefühl der Leere, und sie sehnen sich nur danach, wieder in die Außenwelt zurückzufinden.

Wohl oder übel muss man also feststellen, dass die Mutterschaft noch immer die große Unbekannte ist. Diese Lebensentscheidung, die zu einer radikalen Verschiebung der Prioritäten führt, gleicht einer Wette. Die einen finden darin ein Glück und einen Gewinn für die eigene Identität, die unersetzlich sind. Andere schaffen es mehr schlecht als recht, die widersprüchlichen Anforderungen miteinander zu vereinbaren. Und wieder andere würden nie zugeben, dass ihnen eben das nicht gelingt und dass sie das Gefühl haben, gescheitert zu sein. In der Tat gibt es in unserer Gesellschaft kaum ein größeres Tabu. Zu bekennen, dass man sich getäuscht hat, dass man für das Mutterdasein nicht geschaffen ist und wenig Befriedigung daraus zieht, ließe eine Frau als unverantwortliches Monster erscheinen. Und doch gibt es in allen Gesellschaftsschichten so viele ungeliebte, schlecht erzogene und sich selbst überlassene Kinder, die diese Realität bezeugen. Interessant ist in diesem Zusammenhang das Experiment der Kolumnistin Ann Sanders von der *Chicago Sun-Times*. Sie fragte in den siebziger Jahren ihre Leser, ob sie sich mit ihrem jetzigen Wissen wieder für ein Kind entscheiden würden. Zur allgemeinen Überraschung erhielt Sanders rund 10 000 Antworten, von denen 70 Prozent negativ ausfielen.¹⁰ In den Augen dieser Personen überwogen die Opfer die Befriedigung, die ihnen ihr Elternsein verschafft hatte. Natürlich hatte dieses Ergebnis nicht den Wert einer wissenschaftlich fundierten Befragung, denn vor allem die enttäuschten Eltern verspürten überhaupt den Drang zu antworten. Sanders' Verdienst bestand jedoch darin, dass diejenigen ihr Schweigen brachen, die man normalerweise nicht beachtet.¹¹

Mutterschaft und die Tugenden, die sie erfordert, sind keineswegs selbstverständlich. Heute genauso wenig wie früher, als sie noch ein unausweichliches Schicksal war. Anders als man zunächst glaubte, garantiert die *Entscheidung*, Mutter zu werden, nicht, dass das Muttersein dann schöner wird. Nicht nur weil die Freiheit der Wahl vielleicht bloß ein Täuschungsmanöver ist, sondern auch weil sie die Last der Verantwortung beträchtlich erhöht – in einer Zeit, in der der Individualismus und die «Leidenschaft für sich selbst»¹² so mächtig sind wie nie zuvor.

[...]